

J. B. Bauer (vgl. diese Zeitschrift 6 [1965] Heft 1, S. 116 f.) behandelt kurz das Problem Mythos und Bibel, um dann die beiden Schöpfungsberichte des Jahwisten und der Priesterschrift an Hand einiger Texte zu charakterisieren. K. Schubert vergleicht die Vorgeschichte Israels mit dem Bild, das die Tradition in der Schrift von dieser Geschichte gibt. Die Gottesvorstellung Altisraels ist keineswegs eine einheitliche, fest umrissene Größe, wie sich das mancher vorstellt; sie hat auch ihre Geschichte durchgemacht und ist besonders in der Auseinandersetzung mit der Religion der Ureinwohner Palästinas, der Kanaanäer gereift. Diesen Zusammenhängen geht J. Meier in einem historisch vorgehenden Aufsatz nach. Drei Beiträge beschäftigen sich mit dem Prophetismus. Für die Grundlegung sorgt H. Hirsch mit einem Artikel über den Prophetismus im alten Orient. W. Kornfeld beschreibt die Besonderheiten des alttestamentlichen Prophetismus und J. Scharbert schildert die Entstehung der einzelnen prophetischen Bücher. „Messias“ ist eins der oft in Liturgie und Verkündigung verwendeten Worte. Wieviele Inhalte sich mit diesem Begriff verbinden, zeigt H. Groß in seinem Beitrag über den Messianismus im AT. Die zahlreichen Texte, die der Verfasser auswertet, sehen im Messias den Heilskönig, den Leidensknecht und den Menschensohn. Der Herausgeber des Buchs K. Schubert führt in seinem zweiten Beitrag in die überaus komplizierte Vorstellungswelt der jüdischen Apokalyptik ein, und H. Haag beschließt das Buch mit einigen Reflexionen über Wesen und Möglichkeiten einer biblischen Theologie.

Verglichen mit dem von Fr. Leist herausgegebenen Sammelband, in dem teilweise dieselben Themen und Verfasser begegnen, ist dieses Buch konzentrierter geschrieben und stellt höhere Anforderungen an den Leser. Die Autoren der einzelnen Beiträge sind ausnahmslos anerkannte und zuverlässige Bibelwissenschaftler, deren Führung man sich gern anvertraut. Jede Generation muß ihren Glauben in der Sprache ihrer Zeit erklären und darum genügt es nicht, die Ergebnisse der modernen Bibelwissenschaft zur Kenntnis zu nehmen, man muß sie sich auch zu eigen machen. Dabei kann das vorliegende Buch eine ausgezeichnete Hilfe sein. Ein zweiter Band, der das NT zum Gegenstand hat, ist bereits angekündigt.

F. Heinemann

KRINETZKI, Leo: *Das hohe Lied*. Kommentar zu Gestalt und Kerygma eines alttestamentlichen Liebesliedes. Düsseldorf 1964: Patmos Verlag. 324 S. Ln. DM 42,—.

Das Hohe Lied (HL) hat auch heute noch nichts von seiner Anziehungskraft verloren. Die Probleme, die es aufgibt und auf die die Vergangenheit schon so viele Antworten versucht hat, reizen zu immer neuer Auseinandersetzung. Die ständig wiederkehrende Frage lautet: Was haben Liebeslieder in der Bibel zu suchen, wie sind sie in den Kanon geraten? Jahrhunderte war für die kirchliche Auffassung die Deutung des Origenes maßgebend, wonach das HL von vorn herein als allegorisches Gedicht geschaffen wurde, um das Verhältnis Christi zur Seele oder der Gesamtheit der Seelen, der Kirche, zu verherrlichen. Hieronymus fügte die mariologische Deutung hinzu, die sich dann besonders die Liturgie zu eigen gemacht hat. Die typologische Deutung erkannte demgegenüber dem Wortsinn eine gewisse Selbständigkeit zu, indem sie in der Liebe zwischen Braut und Bräutigam (Salomon oder ganz allgemein jedes Brautpaar) die Liebe Christi zu seiner Kirche vorgebildet sah. In der Neuzeit wurde besonders die naturalistische Deutung vertreten, die das HL als Sammlung profaner Liebeslieder versteht.

Krinezki beschreitet einen neuen Weg. Auch er hält zwar das HL für eine reine Sammlung von Hochzeitsliedern über die bräutlich-eheliche Liebe, betont aber mit Nachdruck, daß diese Lieder schon von ihrem Ursprung her religiös bestimmt sind. „Indem sie die körperlichen und sittlichen Vorzüge der Brauteute in idealisierter Form besingen“, verherrlichen sie „indirekt (wie in Gen 2,23) die durch die Befreiung aus dem Exil wiedererlangte Gnade des Bundesgottes Israels“ (S. 271). Mit dieser Realdeutung verbindet Krinezki eine typologische Deutung, die nach seiner Meinung die zweite Seite des einen Schriftsinnes ist. Er gewinnt damit die Grundlage für eine Theologie der Ehe. Die Besonderheit und Stärke des Buches liegt in der stilistischen Analyse, die mit den Erkenntnissen der neuen Literaturwissenschaft „den Reichtum des im Formalen verborgenen Stimmungsgehaltes soweit als möglich zu erschließen“ sucht (S. 21). Das gelingt dem Autor in überzeugender Weise, wenn man vielleicht auch nicht in allen Details zustimmen vermag. Der Text wird nach allen Richtungen hin ausgeschöpft und gibt dabei Schätze her, die bis jetzt verborgen geblieben sind. Man ahnt, wie fruchtbar diese Methode sein könnte, wenn sie auch auf andere Bücher des AT stärker angewendet würde.

Auch in der Aufmachung des Buches geht der Autor teilweise neue Wege. Trotz aller wissenschaftlichen Gründlichkeit verzichtet er auf eine Darstellungsform, die theologisch oder exegetisch nicht gebildeten Lesern die Lektüre unmöglich machen

würde. Er erreicht das dadurch, daß er die notwendigen textkritischen Anmerkungen an den Schluß des Buches verweist, die kritischen Bemerkungen knapp hält und die Auseinandersetzung mit anderen Meinungen im Kleindruck kenntlich macht, so daß man sie notfalls überschlagen kann. Wer sein Hebräisch noch nicht ganz vergessen hat, wird sich außerdem freuen, daß der Autor neben die freie Übertragung der Lieder zu Beginn der einzelnen Kapitel eine wörtliche Übersetzung gesetzt hat, die man leicht mit dem in Umschrift abgedruckten Urtext vergleichen kann. Das dritte Kapitel „Das Zeugnis des Hohen Liedes“ ist eine systematische Zusammenfassung dessen, was die Analyse auf den vorausgehenden Seiten erbracht hat. Besonders der Seelsorger und jeder, dem es um das Kerygma des HL geht, wird für dieses theologische Resümee dankbar sein. Der Verlag hat dem Buch eine würdige Ausstattung gegeben. Wer es aufmerksam durcharbeitet, wird sicher Rabbi Akiba zustimmen: „... denn sind auch alle Hagiographen (gemeint sind die sog. „Schriften“: Pss, Job, Spr usw.) heilig, aber das Lied der Lieder ist hoch-heilig!“
F. Heinemann

HENZ, Hubert: *Ermütigung*. Ein Prinzip der Erziehung. Freiburg-Basel-Wien 1964: Herder. 140 S. Kart. DM 14,—.

„Mit einem Blick der Liebe, mit einem Wort der Ermütigung, das Vertrauen in die Seele flößt, erreicht man mehr als mit vielen Vorwürfen, die den Reuigen nur beunruhigen und seine Kräfte lähmen. Ich habe auf diese Weise wahre Umwandlungen erlebt, die anders absolut unmöglich erschienen wären.“

Diese Worte Don Boscos, welche der Verfasser seiner Abhandlung voranstellt, können als Grundregel jeder positiven Erziehung gelten, die eben durch die Ermütigung die Kräfte im Menschen weckt und wertgerichtet entfaltet. Professor Hubert Henz legt in diesem Buch die „Ermütigung“ als ein pädagogisches Prinzip dar, wobei pädagogisches Prinzip als ein weithin und wesentlich das erzieherische und unterrichtliche Verhalten bestimmender Faktor verstanden wird. Der erste Teil der Arbeit bietet eine Grundlegung der Ermütigungspädagogik. Henz legt dabei folgende Definition zugrunde: „Ermütigung ist dasjenige Prinzip der Erziehung, das stark macht, trotz Schwierigkeiten auf dem Weg zum Endziel voranzuschreiten“. Als normatives Prinzip christlicher Erziehung ist Ermütigung dann „die Grundforderung, sich und die anderen stark zu machen, trotz Schwierigkeiten in der Nachfolge Christi voranzuschreiten“. Nach einem kurzen geschichtlichen Überblick über die Prinzipienlehre der Pädagogik seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, wonach innerhalb der christlichen Pädagogik eine Entwicklung von einem Prinzip zu vielen Prinzipien festzustellen ist, gibt der Verfasser eine eigene Gliederung der pädagogischen Prinzipien, innerhalb derer die Ermütigung als „Grundtendenz aller wirklichen Erziehung“ und als „Grundforderung an den Erzieher“ eine zentrale Stellung einnimmt.

Aus der Geschichte des abendländischen Mutbegriffes wird ersichtlich, daß die Ermütigungsidee sowohl im antiken Tugendbild, als auch in der christlichen Botschaft ihre Wurzeln hat. Die modernen Ursprünge dieser Idee sieht der Verfasser in der Individualpsychologie und in der Existenzphilosophie. Bei der Behandlung der Existenzphilosophie werden die Grenzen und Mängel der vom Verfasser angewandten Methode deutlich. Gemeint ist die Zitation von Satzstücken der jeweils verwendeten und interpretierten Literatur innerhalb der eigenen Sätze. Abgesehen von den stilistischen Unzulänglichkeiten einer solchen Methode, wird der Verfasser schwierigen Gedankengängen und -zusammenhängen, wie sie sich hier vor allem bei Heidegger finden, nicht gerecht. So sind die Ausführungen über die Existenzphilosophie nicht überzeugend und stellenweise unklar. Gerade hier merkt man, wie schnell die Gefahr besteht, ontologische Kategorien als psychologische Kategorien zu verstehen und zu verwenden.

Der zweite Teil der Arbeit behandelt die verschiedenen Ermütigungsfaktoren und -felder. Henz unterscheidet hier vitale, sittliche und christliche Ermütigung, die wiederum als situative, virtuelle oder therapeutische Ermütigung erfolgen kann. In den Entwicklungskrisen des menschlichen Lebens, im Wollen und im Lernen untersucht der Verfasser dann „die pädagogischen Konzentrationspunkte der Ermütigung“.

Ein dritter Teil handelt über die Quellen, Mittel und Methoden der Ermütigung. Eine große Zahl wertvoller Anregungen erhält hier der Erzieher für seine praktische Arbeit, so wenn z. B. die Teufelsspirale der Entmutigung und ihr gegenüber das Gesetz der Mut-Trainingsspirale analysiert werden; oder wenn die fünf Stufen der therapeutischen Ermütigung nach Ferd. Birnbaum (Kontakt — Entlastung — Enthüllung — Belastung — Ablösung) an Beispielen erläutert werden.

Dem Erzieher sei das Buch empfohlen, bietet doch der Verfasser anhand des zentralen Begriffs der Ermütigung einen gedrängten und übersichtlichen Aufriß der ganzen Pädagogik. Aber nicht nur der Erzieher, sondern jeder, der dem andern